

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1930

21 (20.11.1930)

Der Marktgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land

Erscheint halbmonatlich.

Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen.

Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 21

Lörrach, 20. November 1930

7. Jahr

Das Flügelpferd und sein Reiter

Wie mächtig er mit seinen Flügeln schlägt:
Ob dieser Wildfang einen Reiter trägt?

Da hilft kein Klettern: nur mit einem Satz
Gelangt ein Bändiger an seinen Platz.

Und Einer springt: Gelächter, Gleiten, Sturz!
Er liegt im Gras. Der Reiter sprang zu kurz.

Ein Anderer läuft gewaltig an und schnellst
Sich hoch und weit hinüber, fliegt und fällt

Jenseits des Pferderückens auf die Nase —
Den Allzukurz grüßt Allzulang im Grase.

Ein Dritter kommt: Der packt das Mähnenhaar
Und prüft den Sprung im Geiste kalt und klar,

Er springt und sitzt mit einem jähen Ruck,
Und übt am Hengste Knie- und Schenkeldruck.

Der fühlt den Meister und der Meister ihn —
Und steigt und fliegt in Luft und Licht dahin.

Wie kann der Kerl sich halten? Wißt Ihr das?
Er hält, was Wenige vermögen, — Maß!

Goethes Deutschtum

Von Ludwig Brehm

Man braucht um den tausendjährigen Nachruhm Goethes wirklich nicht besorgt zu sein. Er ist eine Sonne aus eigener Leuchtkraft, und wenn ihr Glanz einem ganzen Geschlecht flackernd oder trüb erschiene, so wären nur die schwachen Augen der Betrachter daran schuld. Seine Persönlichkeit und sein Werk können nicht altern, weil sie deutsches Volkstum in unvergleichlicher Tiefe, Wärme und Fülle verkörpern. Es wäre unnatürlich, wenn er nicht auch teil hätte an der Dunkelheit und dem schwankenden Formensinn, der Gegenwartslucht und dem Hunger nach der Fremde, die deutschem Wesen unverlierbar eigen sind. Aber wenn sich die beste Jugend unseres Volkes heute aus gesundem Trieb von eingeborenen Schwächen zu befreien sucht, so darf sie nicht den lebenslangen Kampf unterschätzen, den Goethe mit ähnlichen hemmenden Eigenschaften seiner Natur siegreich geführt hat. In unseren Tagen geht nämlich das abgestandene Märchen wieder um, daß Goethe es an Vaterlandsgefühl habe mangeln lassen. Zum Beleg wird sein Verhalten in

den Befreiungskriegen angeführt, die Bewunderung für Bonaparte, das Verstummen im Chor patriotischer Sänger. Einige Heißsporne werfen ihm sogar vor, er habe seinen Sohn verhindert ins Feld zu ziehen, weil er ihn aus Bequemlichkeit nicht als Gehilfen entbehren wollte. Selbst im Weltkriege beließ man jedem beliebigen Geheimrat seinen Sekretär: dem Staatsminister und Geistesfürsten Goethe, der in umfangreichstem Verkehr mit den Spitzen der Kulturwelt stand, will man keine Stütze gönnen?

Alle diese Vorwürfe gehen von ganz unzulässigen Gesichtspunkten aus. Man braucht nicht einmal besonderen Wert darauf zu legen, daß Goethe anno 1813 ein Mann von 64 Jahren war und daß sich in solchem Lebensalter Homer nicht mehr zum Ulysses wandelt. Aber es heißt die politische Lage Deutschlands um 1810 durch die Brille der Gegenwart betrachten, wenn man von dem greisen Goethe Empfindungen für ein gemeinsames Vaterland verlangt, das es damals einfach nicht gab. Vor seinen Blicken lag grau

und schwunglos die deutsche Vielstaaterie. Preußen und Oesterreich standen einander fremd und mißtrauisch gegenüber und kamen sich innerlich auch nicht näher, wenn sie zeitweilig durch den Haß gegen den Korsen zusammengeführt wurden. Oesterreich, dessen vorwaltendes Ideal nur die Mehrung seiner Hausmacht war, nahm an Deutschland lediglich ein selbstsüchtiges Interesse. Und Preußen? Wohl hatte Goethe das aufgehende Gestirn Friedrichs des Großen mit jugendlichem Enthusiasmus begrüßt, aber zum preussischen Staate konnte er unmöglich ein wärmeres Verhältnis gewinnen. Schon in seinen ersten Weimarer Jahren sah er mit Erbitterung, wie Preußen in der Willkür der Uebermacht mit seinen Werbemitteln mitten im Frieden ins Herzogtum einbrach, um Soldaten zu pressen, wie es das kleine Nachbarland dauernd gewalttätig behandelte, obwohl der Herzog Karl August ein Neffe des Alten Fritz war. Und um das Deutschtum Preußens war es damals auch nicht gut bestellt. Die Elbe bildete die Westgrenze, Warschau war preussisch und fast so wichtig wie Berlin, mehr als die Hälfte der Bevölkerung bestand aus Vollblutpolen. Auf geistigem Gebiete herrschte die französische Kultur; Friedrich der Große war ohne jegliches Verständnis für die deutsche Klassik, sowohl für Lessing wie für die ersten Geniewerke Goethes; Friedrich Wilhelm II. behandelte einen Kant rüpelhaft.

Allerdings meldet sich der Einwand an: andere deutsche Dichter und Denker hatten dieselben trostlosen Verhältnisse vor Augen, haben sich aber doch nicht abhalten lassen, an ein künftiges freies und großes Vaterland zu glauben und dem fremden Eroberer zu trotzen. Diese Meinung wird Goethe in keiner Hinsicht gerecht. Zunächst einmal kann man von einem alten Baum nicht die Früchte frischer Triebkraft erwarten, kein Apfelreis auf eine Rebe pflanzten. Selbst für den größten Menschen sind die Möglichkeiten seiner Entfaltung durch Naturgesetze streng begrenzt. Umfang, Eigenart und Richtung seines Tuns werden durch die Keimanlage schicksalhaft gebunden. Sie nimmt aus der Umwelt nur das ihr Gemäße befruchtend auf, und auch dies nur im Jugendalter plastischer Empfänglichkeit, das nach Schopenhauer schon mit dreißig Jahren sein Ende findet; mögen die stärksten Werke dem reiferen Mannesalter vorbehalten sein, so sind sie doch ausnahmslos in der schöpferischen jungen Seele vorgebildet, werden nur später gestaltet. Es gab nie Persönlichkeiten, die diesem Gesetze der Gebundenheit an die Grundanlage entronnen wären, und kann sie in aller Zeit nicht geben. Paulus ist kein Anderer als Saulus, kein erhöhter Gegensatz zu ihm, nur ein Kontrast im Schleierspiel der Maja: vor wie nach Damaskus war er der willenglühende Befehlgeber der Seele. Sollte der höchste Befehlgeber künstlerischer Kultur, Goethe, weniger einheitlich und unwandelbar sein? Will man kindlicher Weise von ihm verlangen, daß er sich Schlachtgefänge abgequält und darüber den drängenden Abschluß seines Lebenswerkes versäumt hätte, das wahrlich die kommende Einheit Deutschlands ebenso machtvoll vorbereitet hat wie die Schwertter von Yorck und Blücher? Darum ist es auch absurd, seine Zurückhaltung in den Befreiungskriegen aus selbstsüchtigem Behagen und mangelnder Willenskraft zu erklären. Goethes Willenskraft? Nur unberufene Oberflächlichkeit kann sie aus seinem Gesamtwesen isolieren und etwa mit der Herrschaft Schillers über alle Hemmungen vergleichen wollen. Freilich ähnelt sie nicht

andersgearteten Mächten, die mit derber Wucht Granit zersprengen, wohl aber dem göttlichen Drang der Pflanze, die mit weichem Wurzelsfüßler den Felsen ansaugt und ihn still, doch unwiderstehlich durchdringt, um in ihm und mit ihm zu leben.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß Goethe kraft seiner amtlichen und gesellschaftlichen Stellung der erste Mann im Lande nach dem Herzog war. Bonaparte ehrte ihn bei jeder Gelegenheit aufs höchste, hätte aber gerade darum ein feindliches Auftreten Goethes sicherlich mit der Vernichtung des ganzen Herzogtums beantwortet, das unter den Kanonen der Franzosen lag. So war es für Goethe selbstverständliche Pflicht, dem Kaiser freundlich zu begegnen. Und dieser machte es ihm so leicht! Im Gegensatz zu sovielen fremdsüchtigen deutschen Fürsten zog er die klassische deutsche Literatur der französischen durchaus vor, stellte Goethe hoch über Voltaire und forderte ihn geradezu auf, nach Paris zu kommen, wo größere Verhältnisse ihn als ihren künstlerischen Gestalter erwarten würden. Welcher Künstler wäre unter solchen Umständen nicht zur Bewunderung für den großen Korsen hingerissen worden, von dem selbst der hochpatriotische Wieland erklärte, er habe „nie einen einfacheren, ruhigeren, sanfteren Menschen gesehen!“ Aber Goethe hat sich doch auch von Bonaparte die innere Freiheit nicht nehmen lassen. Als die Franzosen nach dem Zusammenbruche Preußens bei Jena Beschwerden und Drohungen in Weimar vorbrachten, rief er nach dem Zeugnis des Legationsrates Falk in voller Empörung aus: „Was wollen denn diese Franzosen? Daß der Herzog verwundete preussische Offiziere unterflüßt, daß er dem heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von viertausend Talern machte, das wollt Ihr eine Verschwörung nennen? Ich sage Euch, der Herzog soll so handeln, er muß so handeln! Ja — und müßte er darüber Land und Leute verlieren, so soll und darf er doch keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart abweichen.“

Um Goethes Standpunkt gebührend zu würdigen, muß man auch folgenden Gedankengang von ihm beachten: „Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dort her zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus.“ Darum erschien ihm die Niederwerfung Napoleons nur als Befreiung von einem fremden Joche, denn er sah „zwar keine Franzosen mehr, dafür aber Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben“. Und hat nicht in der Tat Deutschland nach 1813 volle fünfzig Jahre unter der drückenden Vormundschaft Rußlands und Oesterreichs gelitten, bis endlich Bismarck kam?

Wer hier Schiller gegen Goethe ausspielen möchte, kennt Schiller nicht ganz. Auch gegen die Meinung des Humboldt-Kreises, er hätte sich wohl 1813 ins Vordertreffen gestellt, sprechen außer vielen anderen Belegen schon seine Verse: „Das ist nicht des Deutschen Größe, obzusiegen mit dem Schwert.“ Gewiß muß die zeitbedingte Auffassung unserer Klassiker „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge“ von den Enteln Bismarcks mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden; aber man darf doch die Maßstäbe der Gegenwart nicht an eine Vergangenheit legen, die kein national geeintes Deutschland kannte. Darum — Hände weg von Goethe! Der mit vollem Recht eifernde Nationalis-

mus unserer geistigen Jugend hat näherliegende Aufgaben; er beschäftige sich mit der hochtrabenden und einfältigen Wendung des „Dichters der Republik“, Thomas Mann, ihm erscheine „schließlich als letzter Ursprung des Nationalsozialismus der orgiastische Naturkult des Moloch und der Astarte!“

Lassen wir doch die geistigen Führer der nationalen Erhebung selbst für das Deutschtum Goethes zeugen! Der Turnvater Jahn nannte ihn den „deuthesten Dichter“. Der schneidige Freiheitskämpfer Fouqué schrieb lange nach 1813: „Mit innigster Teilnahme freute ich mich, daß der erhabene Dichter sein würdiges Leben ohne Störung fortführte, obzwar inmitten einer — so schien es damals — zusammenbrechenden Welt.“ Es muß uns genügen, wenn Ernst Moritz Arndt, nach einer Schilderung deutscher Verkommenheit vor der Volkserhebung im Jahre 1814, erklärte: „Doch ragten einige heraus aus allen, und einer so hoch, daß er wie ein göttliches Wunder steht. Das ist Goethe, der Dichter, nicht aus der Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der deutschen Vergangenheit und auf der andern ein Bild ihrer Zukunft.“ Hier wird die nationale Mission Goethes ebenso endgültig umschrieben wie in dem tiefen Ausspruch Schellings: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, solange Goethe lebte.“

Und was hat Goethe selbst zu dem Historiker Luden gesagt? Er sprach da über die „peinlichen Gefühle“, die ihm das deutsche Volk in seiner Ohnmacht errege; er habe auf jegliche Weise darüber hinwegzukommen gesucht; dann fuhr

er fort: „Aber der Trost, den Wissenschaft und Kunst gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. Hier tröstet nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Hätten die Deutschen keine andere Aufgabe gehabt als das Römische Reich zu zerbrechen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben.“

Genug der Zeugnisse! Obnehin sind sie überflüssig für den Kenner der Naturgesetze des Geistes, wonach große und dauernde Werke nur aus einer sehr bestimmten völkischen Grundanlage erwachsen können. Von dieser Warte aus ist auch Goethes Kosmopolitismus zu verstehen. Er hat nichts zu tun mit verwaschener internationaler Gesinnung, die deutsches Kulturgut durch ausländische Einflüsse verdrängen und überwuchern läßt. Vielmehr tritt hier in machtvollster Prägung ein erlebener Grundzug unserer Volkheit hervor: durch Umschmelzung und Eindeutschung fremder Edelwerte das eigene Wesen zu erhöhen. Es wäre ein Verhängnis, wenn die jugendfrische völkische Bewegung die naturgegebenen Zusammenhänge zwischen politischer und kultureller Kraft verkennen wollte. Warum wohl bemüht sich die sterbende Demokratie so krampfhaft, Kant und Goethe und Schiller zu Bannerträgern undeutscher Ideologien umzufälschen? Wer die völkische Gedankenwelt in ihrer wahren Tiefe und Breite erfaßt hat, wird Goethe als Vorkämpfer für das Reich der Deutschen mitten in der leuchtenden Reihe von Blücher bis Bismarck sehen!

Thomas Mann und die deutsche Sprache

(Schluß aus Nr. 20)

13. Tony, sagte er, du machst mir nichts weiß. (Seien wir froh, daß sie ihn nicht schwarz gemacht hat.) (S. 371.)

14. . . . und seine regelmäßigen drei Liter trank. (Regel: Beiwörter sind zu Eigenschaftswörtern umzuwandeln. (S. 352.)

15. Kein Wunder, daß Buddenbrooks Trina auf Gedanken verfiel, wie der mit dem Sofa und dem seidenen Kleid. Regel: Das Verhältniswort „auf“ regiert den ersten Fall. Sage also fortan: auf der Tisch, auf der Butterbrot. (S. 171.)

16. Sie honorieren mich, Sie bezahlen mich. (Die Obersekunda flöbert in allen Fremdwörterbüchern herum, um festzustellen, was „honorieren“ bedeute.)

17. Er sann über dem Preise, den er zu bieten beabsichtigte. (Die Obersekunda versucht krampfhaft, sich auf dem Preis niederzuhocken. Sie übt an dieser Varietés-Nummer.) (S. 456.)

18. Der angeklagte Zustand von Frau Permaneders Schwiegerohn. (Der bedauernswerte Zustand!) (S. 510.)

19. . . . sich vermittels eines Revolvereschusses entleibt habe . . . (Sieh dich vor, lieber Leser, daß du dir nicht

vermittels deines Schrecks vermittels deinen linken Fußes auf den rechten trittst.) (S. 593.)

20. Zwei Kindertagen hatte der Hopfenhändler schon angewohnt, denn . . . (Möchtest du nicht einer unserer Unterrichtsstunden anwohnen? Du hättest Spaß in Hülle und Fülle.) (S. 323.)

21. Madame Krauseminz sorgt für sie und daß sie nicht hungert. (27 Obersekundaner waren vor Begeisterung stumm.) (S. 364.)

22. Du hast entschieden Eindruck auf ihn gemacht. (Vgl. oben Regel 14.) (S. 321.)

23. . . . und auch das tüchtige alte Mädchen ward hie und da in die Mengstraße auf einen Kehrlücken oder eine gefüllte Gans gebeten. (Hoffentlich ist das alte, tüchtige Mädchen da oben ohne Fettflecke geblieben!) (S. 231.)

24. Nicht lange, und alle diese Herrlichkeiten werden, wenn die Herrschaften sich's im Wohnzimmer bequem gemacht haben, umhergereicht werden, und hoffentlich werden sie ausreichen, denn es ist die Familie im weiteren Sinne versammelt . . . (Wir konnten trotz Schweiß und Mühe diesen tiefen Satz nicht klugkriegen.) (S. 379.)

25. Als daher eines Tages seine Kinder von einer Reise nach Westpreußen dies junge Mädchen — sie war jetzt zwanzig Jahre alt . . . (Verzeih, wir sind ganz verbattert: Regel 2 erhält eine Ausnahme: In besonderen Fällen, die bei Thomas Mann jederzeit postfrei zu erfragen sind, werden Dingwörter sächlichen Geschlechts in solche weiblichen Geschlechts umgewandelt.) (S. 14.)

26. Dein Schreiben ist mir richtig geworden. (Merk dir: Das einst so verabscheuungswürdige Deutsch der Handlungsgehilfen ist blaublütigster Adel.) (S. 142.)

27. Der Gedanke ist mir so traurig, Tom, daß er mir in der Kehle sitzt und drückt.) (Also hat die Dienstmagd Alma Schmudicke doch recht gehabt, wenn sie in ihren gar nicht „traurigen Gedanken“ ihrer Freundin schrieb: . . . und dann drückte er mir an seine Brust.)

Eins ist noch not.

Du mußt dir durch meine Obersekunda dein Vorstellungsvermögen in die spanischen Stiefel unseres Freundes Thomas stecken lassen.

Du weißt doch: In spanischen Stiefeln reitet man hohe Schule, wenn es auch nur die hohe Schule deutscher Stilkunst ist.

Höre und laß dich erleuchten.

1. Wie jeden Morgen zogen sich bei dem jähen Einsetzen dieses Lärmes, auf dem Nachttisch, dicht neben seinem Ohre, vor Grimm, Klage und Verzweiflung seine Eingeweide zusammen. (Arme Eingeweide, die ihr von eurem unglücklichen Besitzer Abend für Abend auf dem Nachttisch abgelegt werden müßt.) (S. 673.)

2. Rasch, mit gewohnheitsmäßiger Eile immer eine Stufe überspringend, stieg er die Treppe zur zweiten Etage empor, indem er sinnend an seinem Schnurrbart drehte. (Meine Obersekundaner haben mühevoll versucht, „rasch“ und „mit gewohnheitsmäßiger Eile“, Treppenstufen „überspringend“ dennoch zu „steigen“. Es ging nicht, obwohl die ganze Schule diesem sonderbaren Sport zusah. Es ging besonders nicht, als die Jünglinge obendrein ihren sanft sprießenden Bartflaum zu zwirbeln und zugleich über die neueste Kulturkundefrage nachzusinnen versuchten.) (S. 364.)

3. Ohne die Miene zu verziehen, lachten die Herren wieder kurz durch die Nase. (Wir haben vergeblich geprobt.) (S. 641.)

4. . . . und rief mit durchdringender „Flüsterstimme“. („Rufen“ und „flüstern“ sind in gehobener Sprache ein und dasselbe.) (S. 664.)

5. Schneehaufen lagerten zu beiden Seiten die beständig grauer, zerklüfteter und poröser wurden, denn es waren Wärmegrade in der Luft. (Abgesehen von der Gegenüberstellung „zerklüftet“ und „porös“ hat die Obersekunda gelernt, daß zu dem schwer begreifbaren Vorgang des „Lauens“ Wärmegrade in der Luft liegen müssen. Sie hat sich für die Physikstunde einen Mogeletzettel nach dieser Anweisung gemacht.) (S. 646.)

6. Eines Tages erlitt sie einen heftigen Magenanfall, infolge davon, daß Friederike . . . behauptet hatte, daß . . . (Wir stellten fest: Das klassische „infolge davon, daß“ ist nun überklassisch geworden durch das davon abhängige zweite „daß“.) (S. 673.)

7. Mein Magen gibt Töne von sich dabei. (Da denken wir uns garnix dabei, sagte die Obersekunda.) (S. 295.)

8. Auch Tony ihrerseits begrüßte ihn mit großer Lebhaftigkeit, zog einen Stuhl herbei und begann mit ihm von ihren Münchener Wochen zu plaudern. (Fürwahr, ein aufmerksamer Stuhl.) (S. 315.)

9. Was Mademoiselle Weichbrodt betraf, so puzte sie unaufhörlich ihre Nase mit einem kurzen und energischen Aktent. (Bisher tat man derlei „kurz“ und — je nach Veranlagung — auch kraftvoll „vermittels“ eines Taschentuchs.) (S. 567.)

10. Während er . . . mühsam schnell atmete, wobei sein Oberkörper sich arbeitend vor- und rückwärtsbewegte, schüttelte er, verständnislos und wie vom Schläge gerührt, unaufhörlich seinen Kopf hin und her. (27 Obersekundaner haben die Probe auf diese Anweisung gemacht. Sie wurden nach 10 bis 15 Sekunden rammbösiger. Die Uebermenschen des Herrn Mann können anscheinend mehr.) (S. 473.)

11. Die braungestreiften Rouleaus waren geschlossen, die niedrige rotverhüllte Lampe brannte auf dem Tische, ein leiser Duft nach Beilchen und frischtr Wäsche erfüllte das Zimmer und eine gemächliche, gedämpfte Stimmung von Müdigkeit, Sorglosigkeit und Träumerei. (Die arme . . . Stimmung“, die von dem „leisen Duft nach Beilchen und frischer Wäsche“ erfüllt ist! (S. 86.)

12. Sie stieß ihr unwissendes und vor unbefangener Herzlichkeit fast klagendes Lachen aus. (Die Obersekunda hat mit wissenschaftlicher Gründlichkeit in „unbefangener Herzlichkeit“ in den Buddenbrookstunden sowieso schon stundenlang gelacht, leider aber keine „Klage“ dabei fertig kriegen können.) (S. 231.)

13. . . . eine vage, ein wenig lintische, aber begeisterte Armbewegung. (Auch dieses Kunststück haben wir nicht nachmachen können. Wir waren wohl für den Kniff nicht „vage“ genug.) (S. 136.)

14. Trotzdem standen ihr die Tränen bereits in der Kehle. (Die Obersekunda war zwar durch herzhaftes Lachen zu Tränen erschüttert. Trotzdem hat sie den Standort dieser Tränen nicht in der Kehle feststellen können.) (S. 104.)

15. Er blieb konfus, abwesend und nachdenklich stehen. (Die Obersekunda versuchte sich daraufhin selbst verbattert zu machen und trotzdem „nachdenklich“ die Lösung einer Gleichung dritten Grades durch die Großhirnrinde zu jagen. Es ging nicht. Die Klasse war diesmal wohl noch nicht „konfus“ genug.) (S. 194.)

16. Aber sie legte in einer Weise den Kopf zurück und das Kinn auf die Brust, daß er . . . (Die 27 deutschen Jungs sind noch beim Kopf-, Hals-, Kinn-, Brust-Verrenten. Sie haben geschworen: Und wenn wir alle noch getröpfte Kaladus werden sollten, es muß geschafft werden, Meister Mann zu Ehren.) (S. 244.)

17. Da Lea Gerhardt taub war, war sie es gewöhnlich, die mit fürchterlicher Stimme vorlas, damit sie sich selbst ein wenig hören konnte. (Lea Gerhardt ist bei dem berühmten Doktor Eisenbart in Behandlung gewesen.) (S. 269 bis S. 270.)

18. Mit liebevoller Sorgfalt war er darauf bedacht, die Bleigewichte zu erleichtern, mit denen die Materie die Füße der Phantasie des eifernden Verstandes beschwert.

(Lies Hedwig Courths-Mahler. Sie hat sicher keinen Satz geschrieben, der so sehr wie dieser verdient, geflügeltes Wort zu werden.)

19. . . . die mit Ida Jungmann auf dem Rasenplatze Weilschen suchte, denn es gab zuweilen Weilschen dort. (Sicherlich hätte Ida, wie einst Sokrates, Menschen gesucht, wenn nicht der weise Thomas dieses bedauerliche Mißverständnis in selten tiefsinniger Art beseitigt hätte.) (S. 89.)

Ein kleiner, ziemlich kleiner Schäfer.

20. . . . um den Oberarm auf der Tischplatte gestikulieren zu lassen. (Meine Obersekundaner sind findige Leute. Sie sinnen über ein Patent nach, den Unterarm abschnallen zu können.) (S. 725.)

21. . . . mit schwarzem Haar und schwarzen Augen und Zähnen, um die man sie beneiden könnte. (Muß die Bedauernswerte aber stockige Zähne gehabt haben. Thomas Mann, dieser eigenartige Verehrer, beneidet sie noch darum.

Was es nicht für sonderbare Menschlein gibt auf dieser merkwürdigen Erde!) (S. 351.)

22. Sie wies mit dem Kinn auf einen kleinen Behälter. (Die Klasse übt sich noch in dieser schönen Kunst.) (S. 363.)

23. Beim Lachen zieht er die Luft stoßweise und zischend durch die geschlossenen Zähne ein. (Die Obersekunda hat sich redlich nach dieser Anweisung abgemüht. Dabei stellte sie fest, daß bei jedem einzelnen Lacher jegliches Lachen durch Lusteinziehen augenblicklich unterbrochen wurde. Thomas Mann muß unbedingt ein Wunder der Menschheit sein, weil er mit dem Gegenstrom der eingezogenen Luft noch zu lachen vermag. Diesen Wunder-Mann nimmt die Obersekunda auf ihren Klasseneid.) (S. 384.)

24. . . . obgleich Eselritte und Segelpartien in die offene See hinaus veranstaltet wurden . . . (S. 609.)

Nach diesem runden zwei Duzend Kostproben preisgekrönter Stilkunst, die meine an Thomas sich aufwärts ringenden Obersekundaner und deutschen Jungs, getreu dem Meister-Wahnspruch: „In'n Froschpfluß all das Volk verbannt, das seine Meister je verkannt“, aus einem stattlichen Berg freundlichst zu Ruß und Frommen einer deutschen Bildungswelt zur Verfügung stellten, will ich schließen.

Noch lange wirst du, lieber deutscher Leser, mit Ergriffenheit der über die offene See hintrottenden Esel gedenken. Ich kann dich lebhaft begreifen.

Bergiß aber darüber nicht, dich an dem Gesamtgehalt der „Budenbrooks“ zu erbauen. Verfolge, wie maßlos gleichgültige, langweilige, meist minderwertige Menschen die abgesehnacktesten, breitstgetretenen Reden halten. Grüble dann aber bitte nicht darüber nach, wie dieser verdichtete Unsinn ein Meisterroman — so steht es auf dem Waschzettel zur Volksbeglückungsausgabe, so ruft jeder, der etwas auf deutsche Verblödung durch Ueberbildung hält — drei Jahrzehnte lang hat sein und bleiben können.

Schlage dir auch aus dem Sinn, daß mit denkbar größter Wahrscheinlichkeit ein gewisser Herr Goethe das von ihm geprägte Wort

Getretener Quart

Wird breit, nicht stark

unter ebendiesem Meisterroman geschrieben haben würde.

„Das Gute ging, das Schlechte blieb“

Von Friedrich Duffong.

An einer entscheidenden Stelle seiner Revolutionserinnerungen, da wo er von der verbrecherischen Auflösung des deutschen Heeres in ein Chaos von Obdachlosenasylen voller Faulenzer und armseliger Beutemacher spricht, entschlüpft dem Altreichskanzler Scheidemann ein Wort, das — aus diesem der Reaktion unverdächtigen Munde zumal — das sittliche Todesurteil über all das bedeutet, was in dem Wort „Der Neunte November“ sich zusammenfaßt.

„Es vollzog sich,“ schreibt da Herr Scheidemann, „ein höchst unerwünschter Ausleseprozeß; das Gute ging, das Schlechte blieb.“ Herr Scheidemann, der auch blieb, war überhaupt förmlich hellsehtig zu jener Zeit. Als es sich — eine schlichte Auswirkung des 9. November — darum handelte, das Diktat von Versailles bedingungslos zu unterzeichnen, da sprach der Genosse Scheidemann in der Kabinettsitzung: „Ich habe in der Nationalversammlung am 12. Mai d. J. gesagt: Wer kann als ehrlicher Mann, ich will gar nicht sagen als Deutscher, nur als ehrlicher Mann solche Bedingungen eingehen? Welche Hand müßte nicht verdorren, die sich und uns in diese Fesseln legt?“ Und Herr Scheidemann wurde prophetisch und sprach weiter: „Meine feste Ueberzeugung ist die, daß die politische Zukunft nur denen gehören kann, die diesen Forderungen gegenüber ein klares Nein aussprechen.“

Heute, da zum zwölftenmale der Neunte November uns wiederkehrte, ist es soweit. Man sieht die Erfüllung der Scheidemannschen Prophetie herannahen. Man sieht unsere politische Zukunft, wie Herr Scheidemann es damals, besonders auch Ebert gegenüber, immer wieder betonte, auf die Männer und Kreise zukommen, die „diesen Schandvertrag abgelehnt“ haben und darüber hinaus freilich seitdem immer und immer wieder in ihrer Haltung die politische, die sittliche Folgerung aus diesem Verhalten gezogen, nicht aber sie verleugnet haben, sei's in Locarno oder Thoiry, in Genf, Paris oder London, im Namen des Völkerbundes, im Namen Dawes oder Young.

Der schönen Wahrheit und Klarheit, die damals von Herrn Scheidemann ausstrahlte, folgten zwölf Jahre der trübsten Unwahrhaftigkeit; ein System ungeheurer weltumspannender Heuchelei. Um den 9. November, an dem einst, „das Gute ging, das Schlechte blieb“, wurde eine verlogene Glorie gesponnen. Und „wie man während des Krieges der Welt die Meinung aufgezwungen hatte, daß man sich gegen einen gefährlichen räuberischen Ueberfall verteidige, so wollte man ihr nach dem Siege die Meinung aufzwingen, daß man nicht Reparationen eintreibe, sondern Wiedergutmachungen erhebe.“ So die Feinde. Aber das am 9. November geborene neue offizielle Deutschland, die Deutsche Republik, nach eines ihrer großen Propheten Definition das „Zufalls-geschenk der Niederlage“, die Republik und ihre Leute übernahmen freiwillig das System, das ihre Feinde wie ein tödliches Nessushemd ihr gewoben und wie ein Netz ihr übergeworfen hatten. Aus „diesem Schandvertrag“ wurde ein „Friedensvertrag“ auch im Sinne und Sprachgebrauch offizieller deutscher Politik. Aus den „Tributen“,

unerhörter als je in aller Geschichte der Völker, wurden Reparationen. Welcher echte Republikaner brächte das Wort Tribut über die Lippen.

Erst hieß es — aus Scheidemanns Munde in einer „gewaltigen Demonstration“ der Sozialdemokratie gegen den Gewaltfrieden: „In der jetzigen Regierung sitzt kein Mann“ — aber es saß Herr Erzberger darin, es saß Herr Bell darin, es saß Herr Müller darin, es saß Herr Ebert darin, — „der so unehrlich wäre, etwas zu versprechen, das er nicht halten kann“ . . . Erst hieß es: „Dieser Vertrag ist nach Auffassung der Reichsregierung unannehmbar.“ Erst hieß es „unmöglich und unerfüllbar.“ Dann machte man gerade mit seiner Unmöglichkeit und Unerfüllbarkeit Stimmung für die Unterzeichnung „dieses Schandvertrags“; man sollte ihn unterzeichnen, er werde ja doch nicht erfüllt, da er nicht erfüllt werden könne. So war man mitten in der Politik des unehrlichen Ja statt des ehrlichen Nein, wie Herr Kaas es so schön formulierte. So unterschrieb man und schon schob sich das Ding ein Brett weiter: Jetzt sei unterzeichnet, nun müsse auch ehrlich erfüllt werden. Von „Tributen“ durfte nicht mehr gesprochen werden; die „Reparationen“ wurden eine rechtmäßige, eine selbstverständliche Sache. Als die Republik zehn Jahre alt war, schrieb einer von denen, die zu ihren Großwürdenträgern gehört hatten, schrieb August Winnig, der tief enttäuschte Sozialdemokrat: „Soweit das deutsche Volk von den republikanischen Parteien politisch unterrichtet wurde, blieb es ohne Vorstellung von der frechen Schändung der Rechtsbegriffe, deren sich die Siegerstaaten schuldig machten. Man darf fragen: Wer von den Angehörigen der republikanischen Parteien weiß beispielsweise, daß Deutschland auch für die Gesundheitschädigungen haftbar gemacht wird, die Kriegsgefangene durch die unzureichende Ernährung in den deutschen Gefangenenlagern erlitten? Die Kosten dafür sind auf 1,5 Milliarden zu unseren Lasten geschrieben worden. Wir waren durch die Blockade von der Zufuhr abgesperrt. In unserem Lande wütete der Hunger, dem allein 750 000 Kinder zum Opfer fielen. Dieser Hunger war der Wille unserer Feinde, und diese fordern Entschädigung dafür, daß auch ihre Gefangenen den deutschen Hunger spürten. Von diesem rechtschänderischen Charakter der Reparationen erfährt unser Volk, soweit es von den republikanischen Parteien unterrichtet wird, kein Wort.“

Wie sollte es auch? Wie hätte man sonst zwölf Jahre lang in „loyaler Vertragserfüllung“ am Unerfüllbaren machen können? Wie hätte sonst die bürgerliche Demokratie, einst die Schildhalterin der deutschen Machtpolitik, mit Haut und Haar für die Erfüllungspolitik der Sozialdemokratie eintreten können? Wie hätte sonst die Sozialdemokratie selber vor der versammelten sozialistischen Internationale bekennen können, sie habe die Revolution vier Jahre zu spät gemacht, Deutschland trage die Schuld am Kriege und damit zu Recht die Fesseln seiner Tributknechtschaft?

Die Geschichte dieser zwölf Jahre, ihre äußere und folgerichtig auch die innere Politik ist nichts als Auswirkung

dieser ungeheuren Heuchelei, dieser Todsünde wider den Geist. Von Stufe zu Stufe hat sie uns unter dem Motto „Wiederaufbau“ und „Aufstieg“ heruntergebracht bis in die Tiefe der Verzweiflung, die jetzt der Inhalt unseres politischen Daseins ist. Vollendet wurde die Erfüllung des Fluches des 9. November dadurch, daß unter der Führung Stresemanns auch weite und wichtige Kreise derer in das Lager der Erfüllungspolitik übergingen, die ursprünglich zu Jenen standen, denen nach Scheidemanns banger Phrophezeiung um ihrer entgegengesetzten Haltung willen die Zukunft gehören muß. —

Wie furchtbar freilich das, was man den Geist des 9. November nennen muß, schon lange vorher wie ein Krebs des Verrats sich eingestreckt hatte, erfährt man gerade eben durch das neue Buch Winnigs „Zum Proletariat zum Arbeitertum“, in dem Winnig erzählt, wie er schon Anfang 1918 von einer erlauchten Verschwörergesellschaft für einen Staatsstreich umworben wurde, durch den eine Regierung ans Ruder gebracht werden sollte, die mit Hilfe der Sozialdemokratie, der man vier oder fünf Staatssekretariate zugestand, den Frieden erzwingen wollte. „Bisher hätten die Gewerkschaftsführer die Streiks verhindert oder doch schnell wieder beigelegt; wenn sie, ohne sich persönlich in Gefahr zu bringen, die Streiks begünstigen würden, so hätten sie die Regierung in drei Monaten auf die Knie gezwungen.“

Es kann nicht verwundern, unter den wichtigsten Inspiratoren dieser Revolution vor der Revolution den Fürsten Lichnowsky zu finden. Aber neu und selbst für die abgeheiligtesten Leser seiner Denkwürdigkeiten überraschend ist es, zu hören, daß — wer denn? — der Fürst Bülow sich an die Spitze der neuen Regierung stellen wollte. Welche Figur! Der Mann, der angeblich alles anders, besser, richtig gewußt und gewollt hat, der aber vor Wilhelm II. nie für sein Wissen und Wollen einstand, wie es doch seine Pflicht gewesen wäre, als Exponent einer sozialdemokratischen Antikriegsregierung. Novembergeist vor dem November. Verrat vor dem Verrat. Der Sozialdemokrat und Gewerkschaftsführer Winnig blies den Spuck ab. Aber „ob die später hervortretende revolutionäre Organisation in den Berliner Großbetrieben von daher unterflüßt und beeinflusst wurde, muß dahingestellt bleiben“.

August Winnig, niemand wird es bestreiten, ist ein ehrlicher Mann. Von dem Fürsten Bülow wird nach Kenntnisnahme seiner Erinnerungen niemand dasselbe mit ebensolcher Bestimmtheit behaupten. Zur Meuterei fehlte, so scheint es, ihm und seinen Leuten im Gegensatz zu den Kieler Matrosen nur die Courage. Aber der Geist des 9. November war in ihnen. Und seine Saat ging auf. Und „das Gute ging, das Schlechte blieb“. Jetzt aber sieht man die Erfüllung der Scheidemannschen Prophezeiung nahen, daß „die Zukunft nur denen gehören kann“, die damals Nein sagten und dabei blieben bis heute.

160 konfessionslose Abgeordnete im neuen Reichstage!

Von den 577 Reichstagsabgeordneten nennen sich nach dem vom Reichstagsbüro herausgegebene Reichstagshandbuch in den persönlichen Mitteilungen 219 Abgeordnete evangelisch, 143 katholisch, 2 jüdisch, 160 bezeichnen sich in irgend einer Form als konfessionslos, 53 haben keine Angaben über Konfession gemacht. Auffallend ist, daß, wie bei allen Reichstagen seit 1919 die Evangelischen keine Mehrheit haben, obwohl Zweidrittel der Bevölkerung evangelisch ist. Aber auch die 143 Katholiken entsprechen nicht dem katholischen Bevölkerungsanteil. Das wird durch die sehr starke Zahl der Konfessionslosen herbeigeführt, die in einem großen Mißverhältnis zu dem Teil der Bevölkerung steht, der sich nach der Reichsstatistik konfessionslos nennt. Die 65 Prozent Evangelische senden 219 Abgeordnete, die 33 Prozent Katholiken 143 Abgeordnete, und die noch nicht 2 Prozent Konfessionslose 160 Abgeordnete in den Deutschen Reichstag! Das kommt daher, daß die weitaus größte Zahl der Sozialdemokraten und sämtliche Kommunisten sich als „konfessionslos“ bezeichnen oder keine Angaben machen.

Von den 77 Kommunisten nennen sich 43 dissidentisch, 10 religionslos und 9 konfessionslos. Neben den 62 haben 15 keine Angaben gemacht. Von den 143 Sozialdemokraten sind 95 konfessionslos, und zwar nennen sich 55 dissidentisch, 6 religionslos, 28 konfessionslos, 6 freireligiös. Dazu haben 29 keine Angaben gemacht. Von den Nationalsozialisten nennt sich einer Dissident, einer freireligiös, von der Staatspartei 1 konfessionslos. Ohne Angaben sind ferner außer den 29 Sozialdemokraten und 15 Kommunisten noch 3 Nationalsozialisten, 3 Wirtschaftsparteiler, 2 Volksparteiler und 1 Staatspartei. Von den Sozialdemokraten bezeichnen sich 2 als jüdisch, 27 als katholisch, 10 als evangelisch. Von den Nationalsozialisten 75 als evangelisch, 27 als katholisch. Von den 41 Deutschnationalen sind 36 evangelisch und 5 katholisch. Fast ganz evangelisch ist die Deutsche Volkspartei, unter deren 30 Mitgliedern sich nur 1 Katholik befindet. Die Wirtschaftspartei hat neben 13 Evangelischen 7 Katholiken, das Deutsche Landvolk von 22 Abgeordneten 20 Evangelische und 2 Katholiken. Von der Staatspartei sind 12 evangelisch und von den 6 Abgeordneten der Volksnationalen Reichsvereinigung sind 5 evangelisch und 1 katholisch.

Monteur Müller

Von Freiherrn von Freytagh-Loringhoven, M. d. R.

Wilhelm Müller, Sohn eines kleinen Beamten, gelernter Schlosser. Ein aufgeweckter, unternehmungslustiger Mann. Geht als Geselle nach altem Brauch auf die Wanderschaft, tritt dann in den Dienst großer Firmen, wird von ihnen in das Ausland, bis nach Australien und Java geschickt. Spricht fließend Englisch und Russisch. Holt sich im Weltkrieg das Eisene Kreuz. Dann, angeekelt durch die Zustände in der Heimat, geht er 1922 auf eigene Faust nach China. Erarbeitet sich die Ueberfahrt als Heizer auf einem Stinnesdampfer. Ein Stück Kohle, das ihm auf den Kopf fällt, vermittelt ihm die erste Bekanntschaft mit unserer Auslandsvertretung: in Shanghai angekommen, bittet er den deutschen

Konsul um Vermittlung ärztlicher Hilfe. Der verweigert sie ihm. Der Dampfer fährt in jener bösen Zeit unter Danziger Flagge, und der Konsul des Deutschen Reiches erklärt sich außerstande, dem Reichsdeutschen zu helfen, der zur Besatzung eines „ausländischen“ Schiffes gehört! Was aus dem Konsul geworden, ließ sich nicht ermitteln. Vermutlich steht er heute an bestimmender Stelle im Auswärtigen Amt.

Müller aber schlägt sich in China mühsam durch. Die Kuomintangrevolution wirkt sich aus, die Firma, bei der er Arbeit zu finden hoffte, hat sich aufgelöst. Trotzdem bleibt er drei Jahre dort. 1925 zieht es ihn nach der Heimat. Unternehmungslustig wie er ist, will er über Rußland zurückkehren und sich das Reisegeld unterwegs erarbeiten. Aber seine Papiere werden ihm gestohlen. Er wird von der GPU verhaftet und in Wladiwostok eingesperrt. Nach dreieinhalb Monaten gelingt es ihm, den deutschen Konsul zu benachrichtigen. Der läßt ihn sich vorsehen, gibt ihm ganze drei Rubel, eine Handvoll Zigaretten, einen Kamm und kümmert sich weiter nicht um ihn. Müller sitzt noch über vier Monate, eine Anklage wird nicht erhoben, ein Verfahren nicht eingeleitet. Er tritt in den Hungerstreik ein und wird schließlich freigelassen. Er schlägt sich nach den deutschen Wolgakolonien durch, wird dort wieder eingesperrt, zuerst der Spionage, dann des Diebstahls beschuldigt, in erster Instanz verurteilt, in zweiter freigesprochen, muß aber volle zehn Monate sitzen. In Verletzung der inzwischen geschlossenen Verträge wird wieder der deutsche Konsul nicht benachrichtigt. Aber Müller schreibt an die deutsche Botschaft in Moskau. Die antwortet mit einem Fußtritt: sie habe keine Mittel, um ihm einen Anwalt zu bestellen. Auch hoffe er ja selbst, bald freizukommen — Müller hatte geschrieben, daß seine Befreiung eine Kleinigkeit wäre, wenn er einen Anwalt hätte!

Schließlich lassen die Russen ihn los. Er kommt nach Berlin, mit 50 Jahren ein Greis mit völlig ruinierter Gesundheit. Er wendet sich an das Auswärtige Amt, bittet um Hilfe, fordert Schadenersatz von Rußland. Das Auswärtige Amt, kühl bis ins Herz, ist bereit, in Moskau vorstellig zu werden, erreicht natürlich nichts und macht sich Müller gegenüber zum Anwalt der Bolschewisten: das russische Recht kenne keine Entschädigung unschuldig Verhafteter.

Müller wendet sich an den Reichstag. Es finden sich Abgeordnete, die sich seiner annehmen und dem Auswärtigen Amt begreiflich machen, daß das Völkerrecht, ganz unabhängig von der inneren Gesetzgebung, die Verpflichtung zu einer solchen Entschädigung anerkennt. Sie verweisen, zum blaffen Schreck des Auswärtigen Amtes, auf die Möglichkeit von Repressalien: man könnte einen in Nauheim oder Wiesbaden zur Kur weilenden Sowjetbonzen ausweisen, könnte irgendwelche russische Forderungen aufrechnen. Man könnte durch das berühmte Schlichtungsabkommen, auf dessen Zustandekommen das Auswärtige Amt, in dessen Etat 4,5 Millionen als Dispositionsfond und ein weiterer Fond von 1,8 Millionen, der gerade für Hilfsleistungen bestimmt ist stehen, dem armen Mann, der heute Hunger leidet, helfen.

Das tut das Auswärtige Amt denn auch. Es drückt ihm ganze zehn Mark in die Hand. Im übrigen schreibt es noch einmal nach Moskau!

Weshalb diese alltägliche Geschichte hier erzählt wird? Weil das Opfer nur zufällig der Monteur Müller ist. Weil genau dasselbe dem Kaufmann Schulz und dem

Arbeiter Lehmann geschehen ist und wieder geschehen kann. Weil nicht nur Sowjetrußland, sondern auch Costarica und überhaupt jeder Staat in der Welt, dem es gerade paßt, Schindluder mit Deutschland und den Deutschen treibt. Weil das Auswärtige Amt nicht nur Locarno- und Young-Verträge schließt, nicht nur Saarverhandlungen verpaßt, bei Schlichtungsverhandlungen in Moskau den Kürzeren zieht, sondern darüber hinaus auch jeden einzelnen Deutschen im Auslande schmählich im Stiche läßt. Wir haben nach Amerika mit 63 Millionen den höchsten Außenetat in der Welt, geben mehr aus als England und Frankreich. Aber wir machen die elendeste Außenpolitik und liefern jeden unserer Volksgenossen der Willkür des Auslandes aus.

Der Monteur Müller ist einer von Tausenden, ist ein lebendes Symbol neudeutscher Rechtlosigkeit und Würdelosigkeit.

Grzesinski's Laternen

Wir lesen im „Tag“:

Die marxistenfreundliche Presse ist ob der entschlossenen Worte Hitlers, es würden bei der Abrechnung über die Novemberverbrecher vor dem Staatsgerichtshof ein paar Köpfe in den Sand rollen, in den üblichen gerechten Zorn verfallen. Die Burgstraße hat sofort, sagt das Berliner Tageblatt, eine Börsenderoute erlebt, die auf Adolf Hitler zurückgeführt wurde; obwohl der Reichsbankausweis, dessen Mängel auf die Panikmache des Hauses Ullstein zurückgehen, die wahre Ursache gewesen sein dürfte. Sachte, meine Herren nur sachte! Es gab einst einen amtierenden preussischen Innenminister, der hielt vor einem Jahr eine Rede vor dem staatsverhaltenden Reichsbanner in Frankfurt a. M., Grzesinski hieß er, mit allen Weihen des Marxismus versehen, und sprach folgende Sätze:

„Die deutsche Arbeiterschaft würde diejenigen, die frevelhaft auch nur den Versuch machten, ihre politischen Rechte mit Gewalt anzufechten, diesmal wirklich an die Laternenpfähle aufknüpfen und sich von niemand dabei in den Arm fallen lassen.“

Dies sprach ein amtierender Minister. Wir müssen unsere marxistenfreundliche Freunde auf einen feinen Unterschied aufmerksam machen. Adolf Hitler sprach in Leipzig von einem deutschen Staatsgerichtshof, der Todesurteile verkünden würde. Er setzte ein ordentliches Gerichtsverfahren voraus. Herr Grzesinski wollte den Pöbel entfesseln, er wollte lynchen, morden, hängen lassen. Das Wort Justiz, Recht, Urteil kam in der Rede des amtierenden preussischen Ministers nicht vor. Das fiel damals auf, aber die Freunde des Ministers priesen ihn als mannhaften Politiker. Es ist heute Zeit, daran zu erinnern. Wohl gemerkt hat Adolf Hitler den guten Geschmack und die Klugheit besessen, nicht in die rednerischen Fußstapfen des Herrn Grzesinski zu treten. Dann hätte man ihm freilich einen Vorwurf machen können. Er hätte daher die Anerkennung unserer Börse und Demokraten finden sollen.

Flieger über Gera

Im „Fridericus“ lesen wir folgende hübsche Geschichte:

Es ist zwar eine Wahlgeschichte und solche Geschichten sollte man eigentlich nach den Wahlen nicht mehr erzählen. Doch diese Geschichte ist so hübsch, daß sie nicht der Vergessenheit anheim fallen darf.

Die sozialdemokratische Partei, bekanntlich die Partei der vom Glück Enterbten und vom Schicksal Verstoßenen, hatte besonders im Wahlkampf ungeheuer viel Geld. Dieses viele Geld kam nicht nur aus den Taschen der kleinen Leute, sondern aus den Briestaschen, Bankkonten und Tresors von ganz großen Leuten, die der Meinung sind, daß es gut für sie ist, wenn die Arbeiter der bald roten, bald schwarzrotgelben Fahne der Sozialdemokratischen Partei nachlaufen. Geld verpflichtet, und so charterte sich die Sozialdemokratische Partei ein hübsches Flugzeuggeschwader, ließ die Tragflächen unten mit der freundlichen Aufforderung, die sozialdemokratischen Kandidaten zu wählen, bemalen und schickte dieses Geschwader kreuz und quer durch das arme Deutschland. Die Leute reckten die Hälse, staunten und dachten sich ihr Teil dabei.

Eines Tages reckten auch die Bürger von Gera die Hälse. Denn über der Stadt Gera kreuzten fünf Flugzeuge der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Dann kam ein sechstes Flugzeug dazu und nun verschönte ein halbes Duzend Flieger die Luft über Gera. Und damit die Leute nicht nur etwas zu sehen, sondern auch etwas mit nach Hause zu nehmen hatten, flatterten plötzlich aus der Luft Tausende von Zetteln auf die Erde nieder. Die Leute haschten danach, freuten sich, wenn sie einen solchen Zettel erwischten und nahmen ihn mit nach Hause.

Und was lasen sie? Sie wurden aufgefordert, auf die „Geraer Nachrichten“ zu abonnieren. Diese „Geraer Nachrichten“ aber sind deutschnational. Einige Leute wunderten sich, andere befolgten den guten Rat und meinten, die SPD sei endlich vernünftig geworden.

Die Sozialdemokratische Partei aber kochte vor Zorn und gab einige unliebenswürdige Töne von sich. Ueber unlauteren Wettbewerb usw. usw. Der Vogel-Verlag jedoch, dem das sechste Flugzeug gehörte, das die Werbezetteln für die „Geraer Nachrichten“ abwarf, erklärte ganz sachlich: „Liebe Freunde im roten Gewand! Sportskollegen zu Lande und in der Luft! Da gibt es gar nichts zu meckern. Wir haben für unseren Flieger bereits vor drei Wochen von der Geraer Polizeidirektion die Erlaubnis erhalten, an einem ganz bestimmten Tage über Gera fliegen und Propagandazettel abwerfen zu dürfen. Daß ausgerechnet Ihr an diesem Tage auch erscheint, daß ihr keine Erlaubnis hattet, Zettel abzuwerfen, und daß somit das stolze Geschwader von sechs Flugzeugen Propaganda machte für unser nationales Blatt, das ist nicht unsere Böswilligkeit, sondern Euer ganz persönliches Pech!“

Ganz Gera lacht über diesen Scherz, bloß die roten Bonzen nicht.

Verlag: Der Markgräfler. Für die Schriftleitung verantwortlich: Fritz Heinz Auer Lörrach. Geschäftsstelle, Verlag und Schriftleitung: Lörrach, Baslerstraße 6. „Hansahaus“, Postfach 188, Fernsprecher 2344. Druck der Wiesentäler Handelsdruckerei Carl W. Auer Lörrach. Postcheckkonto: Karlsruhe No. 41658 „Der Markgräfler“.